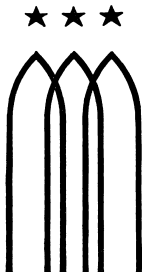


UNSER BUND

ALTERENBLATT DES BUNDES DEUTSCHER JUGENDVEREINE



21. JAHR

JUNI 1932 BRACHET

HEFT 6

Postverband Göttingen.



Unser Bund

herausgegeben vom Bund Deutscher Jugendvereine e. V.
Bundesleiter: Prof. D. Dr. Wilhelm Stählin, Münster i. Westf., Paul-
straße 18 (Fernruf 26 897).
Bundeskanzlei und Bundesgeschäftsstelle: Göttingen, Weender Str. 86, I
(Postfach 204), Fernruf Göttingen 2881.
Bundeswart August de Haas, Bundesgeschäftsführer Georg Brust, Göt-
tingen, Postfach 204. Postcheckkonto des Bundes: Berlin Nr. 222 26.

Schriftleitung:

„Unser Bund“ wird in ständiger Verbindung mit Pastor Karl Peter Adams,
Hamborg, und Pastor Kurt Vangerow, Liegnitz, herausgegeben von
Jörg Erb, Hauptlehrer, Gersbach Amt Schopfheim (Baden).

Bestellung:

Bei der Post oder bei der Kanzlei des BDJ., Göttingen, Postfach 204.

Kund und zu wissen

Bundeskanzlei.

Die Einladungen zur Bundestagung in Weimar sind Mitte Mai an die
Gruppen und Einzelmitglieder gegangen. Beachtet die Anmeldetermine und
sendet die vorläufige Anmeldung pünktlich zum 10. Juni ein.

Eine herzliche Bitte haben wir an unsere Mitglieder in dieser Zeit. Zahlt
Beiträge und Zeitschriftengelder immer möglichst schnell ein. Die öffentlichen
Unterstützungen unserer Bundesarbeit gehen mehr und mehr zurück. Wenn wir
nicht in ernstliche Schwierigkeiten kommen wollen, müssen uns alle Mitglieder
nach besten Kräften unterstützen. Beachtet die Zahlungsfristen und schickt uns
die fälligen Gelder pünktlich! Unser Postcheckkonto: Berlin 222 26.

Inhalt dieses Heftes:

Gedicht. — Wir wissen nicht, was Kirche ist. — Verneuchener Freizeiten.
— Die kämpfende Kirche. — Kirche und Volk. — Der Ältere und die
Kirchengemeinde. — Gottesdienst - Bundeshgottesdienst. — Kirche unterm
Kreuz. — Buch und Bild. — Die Ecke. — Anzeigen.

Anschriften der Mitarbeiter:

Klaus Heimbürger. — Günter Howe. — Wilhelm Stählin, Münster
i. Westf., Paulstraße 18. — Adolf Brandmeyer, Gelsenkirchen-Schalke,
Berliner Straße 21. — Carl Peter Adams, Hamburg, Adolphstraße 80.
— Rudolf Spieler, Hamburg 20, Tevesweg 10.



Weise: Lobt Gott getrost mit Singen. 1844.

Laß dich durch nichts erschrecken,
O du christgläubige Schar.
Gott wird dir Hilf erwecken
Und selbst dein nehmen wahr.
Hat ER dich doch gezeichnet,
Begraben in SEIN Händ'.
Dein Nam' stets vor IHM leuchtet,
Daß ER dir SEINE Hilfe send'.

Es tut IHM nicht gereuen,
Was ER vorlängst gedeu't,
SEIN Kirche zu erneuen
In dieser gefährlich Zeit.
ER wird herzlich anschauen
Dein Jammer und Elend,
Dich herrlich auferbauen
Durch SEIN rein Wort und Sakrament.

Gott solln wir billig loben,
Der sich aus großer Gnad
Durch SEINE milden Gaben
Uns kundgegeben hat.
ER wird uns auch erhalten
In Lieb und Einigkeit
Und unser freundlich walten
Sie und auch dort in Ewigkeit.

Böhmische Brüder (Michael Weise?) 1854.

Wir wissen nicht, was Kirche ist.

1.

Das ist eine stumme Frage, die vielen unter uns Not bringt. Es ist uns, als sei es unsere Schuld, dieses Nichtwissen — und darum bleibt diese Frage stumm. Wir spüren, das ist nicht in der Ordnung, und daher kommt die Not. Jergendwoher kommt ein Anspruch, dem möchten wir standhalten; aber wir nehmen ihn undeutlich und wissen nicht, wer ruft.

Uns ist in alten Schriften Gewaltiges gesagt von der Kirche. Und soweit kennen wir auch die Geschichte unseres Volkes, daß wir wissen: ohne die Kirche

wären wir heute nicht das deutsche Volk, das wir sind. Ohne die Kirche ist das heilige deutsche Reich nicht zu „begreifen“. Ja, dieses heilige deutsche Reich gewinnt für uns Jüge, die wir dem Bilde leihen möchten, das wir in uns tragen von einer Kirche. Für Gott streitet der Kaiser und seine Ritter in Eisen, Schürmer der Christenheit ist er, Gottes Ketterscharen seine Ritter im Kampfe gegen die Heiden. Gott ist mit ihnen und mit ihnen der Sieg. Die Streiter selbst aber sind überwältigt von der Größe und Macht des Christus. Der Kaiser * nimmt die Krone vom Haupt und legt den Mantel der Herrschaft ab und singt:

Nimm Du mein Amt, Herr Jesu Christ,
Der Du Herr aller Herren bist.
Der Könige König ich erwähle,
Die Welt ich Deiner Gnad befehle!

Ritterlicher Kampf für Gottes Sache, Demut und Hingabe an den Herrn der Erde und des Himmels.

Wir wissen auch einiges aus der Geschichte der Kirche und bewundern die Märtyrer. Wir wissen vom Schicksal der evangelischen Salzburger und scheuen uns, ihre Not im Spiel zu gestalten, weil wir nichts wissen von der Macht, die stärker ist als die Himat, die diese Menschen Mühsal, Verfolgung und unsägliches Leid auf sich nehmen und willig tragen heißt. Wie groß mußte diese Macht sein, wie lebendig in jedem einzelnen, daß er freiwillig sich so entschied! Welche Innenkraft, welche Herrschaft, die solchen Gehorsam findet! Wie arm und klein, nebensächlich und nichtig, armselig und im Sande verlaufend erscheint uns unser Leben, weil keine solche Sterne über ihm leuchten, weil keine heilige Größe uns zwingt und unsern freiwilligen Gehorsam erringt. Wir tragen Sehnsucht nach solchem Gehorsam, und wir strecken uns nach solcher Größe. Daß der Stern aufginge und der Ruf erschölle durch Herzen und Lande.

Brennenden Auges schauen wir aus in das Dunkel, das über uns liegt. Heute müßte sich die Innenkraft der Kirche zeigen. Nicht, indem sie äußere Geltung sich verschafft, nicht, indem sie Programme entwickelt, nicht, daß sie da und dort etwas tut. Nein, als Innenkraft, die von innen her die Welt, die Menschen formt, daß sie anders denken, anders handeln müssen, daß sie neu geformt werden und Augen und Ohren bekommen für die Wegweisungen Gottes, die der Ewige uns Menschen herein schreibt in unsere Welt der Nacht und Not. Auf wen sollten wir noch hoffen, wenn nicht auf die Kirche? Die Parteien schaffens nicht; auch nicht die Systeme; im Menschen muß die Wendung anheben. Die Wendung kann nicht von der Welt kommen.

Aber die durchdringende, durchsäuernde, erneuende Kraft der Kirche ist nicht spürbar. Sie erreicht uns Menschen, die wir willig sein möchten, nicht; sie kommt an die Strömungen, Systeme und Parteien, die taub sind und sich verzwweifelt wehren würden gegen eine Besitzergreifung durch göttliche Macht, erst recht nicht heran. Durch Jahrhunderte her ist das Schwinden dieser Kraft zu spüren. Aus ihrer überweltlichen und überzeitlichen Macht sinkt die Kirche mehr und mehr, steht neben und zwischen, ja auch schon hinter und unter den

* Spiel vom Antichrist und Kaiserreich.

weltlichen Dingen, Strömungen, Parteien. Von ihrem göttlichen Auftrag wird nichts mehr verspürt. Er wird verstanden als ein weltliches, persönliches Wollen, als ein Vereinszweck neben tausend andern. Die Kirche wird säkularisiert, eingezogen, wie einst der Grundbesitz der geistlichen Fürsten — und dem weltlichen Besitz eingeordnet. Die Kirche dient wie jene Güter dem Weltlichen zur Vergrößerung, Abrundung, Bereicherung, Ausschmückung, Verdrängung. Die Kirche wird aufgefangt von den Größen der Welt.

Aber da sind wir zu unserer eigenen Verwunderung nicht mehr teilnahmslos. Gegen solche Aufsaugung wehren wir uns. Nicht als Kirchenpolitiker, nicht als Kirchentreue, nicht als kluge Taktiker — vielmehr als Menschen, die vom Evangelium her leben wollen, die beten: Dein Reich komme. Wir wissen, daß dieses Reich nicht die Kirche ist, aber wir ahnen, daß im Kommen des Reiches Gottes die Kirche Entscheidendes bedeutet. Wenn sie der Leib Christi ist, dann sind wir aus der Vereinzelung, aus den Bedenken, den Vorurteilen, dem Abwägen und Abwarten herausgerufen zur Einordnung. Das ist aber mehr als politische Entscheidung für die Kirche, daß man ihr die Stimme gibt und die Steuer, von ihren Einrichtungen Gebrauch macht und sich ihren Sitten fügt. Das ist mehr, als daß man sich einer „christlichen“ Partei anschließt und somit die Gottlosenbewegung bekämpft. Unsere Einordnung in die Kirche, das ist unser Fragen nach ihr und unser Ringen um sie, daß sie werde. Bitte nicht mißverstehen: eine Kirche, wie wir sie uns denken, eine Kirche nach unserm Geschmack. Nein: eine Kirche Gottes und seines Wortes. So wie das heilige deutsche Reich seinen Sinn, seine Berechtigung und seine Aufgabe nur von Gott her hat. Und von daher kommt und muß kommen unser Fragen und Kämpfen.

2.

Einige Erlebnisse der letzten Zeit sollen dieses Fragen aufzeigen.

Im ersten Wahlgang hat ein evangelischer Pfarrer aus unserer Gegend im ganzen Bezirk Abend für Abend seine Reden für Hitler in den Dörfern gehalten. Immer heißt es in den Anzeigen: Parteigenosse Pfarrer X. Unter den Leuten entsteht Unruhe: das sollte er nicht machen. Ausgerechnet in der Woche vor der Konfirmation! Wenn er sich in der Predigt so an den Laden legen wollte! Es werden mir Unterschriften für eine Eingabe an die zuständige kirchliche Stelle angeboten. Ich halte mich verpflichtet, meine Beobachtungen und meine grundsätzlichen Bedenken dorthin mitzuteilen. Eine Woche nach dem zweiten Wahlgang wird mir auch eine Antwort: Das kirchliche Leben hat nirgends Schaden gelitten. Im Gegenteil: Parteigenossen sind wiederholt mit Lastkraftwagen zum Pfarrer in den Gottesdienst gefahren. Die Parteidemonstration, die gar nicht der evangelischen Kirche, sondern dem Parteigenossen Pfarrer X. galt und gegen das dortige Zentrum gerichtet war, wird hier freudig als Förderung des kirchlichen Lebens gewertet. Laßt uns mitsegeln, wir haben dann vielleicht auch Wind in den Segeln! Nicht bedacht wird, daß damit die Kirche für viele evangelische Christen, für den Katholiken und erst recht für Religiongegner einfach in den Nationalsozialismus hineingeschlittert ist. Und es ist eine sehr ernste Frage, wie weit das tatsächlich der Fall ist. Sicher droht die stärkste Gefahr der Säkularisierung von dieser Seite. — Sie wissen nicht, was Kirche ist.

Wenn wir auf diese Gefahr hinweisen, so werden wir auf das Verhältnis: Katholische Kirche — Zentrum verwiesen; und oft genug wird der Kampf gegen das Zentrum, gegen das Katholische, zum Werber für den Nationalsozialismus. Aber es ist eine Frage, ob das heute der größte Feind einer evangelischen Kirche ist und ob das keine falsche Front bedeutet, heute, in der Zeit der Glaubensverteidigung. Zudem liegt der Fall in diesem Verhältnis anders. Niemand wird behaupten, daß die katholische Kirche in das Zentrum hinein sich auflöst. Das Zentrum hat Glauben und Gesinnung von der Kirche, und von ihr nimmt es die Richtlinien für sein Handeln. Wer möchte das Entsprechende vom Nationalsozialismus behaupten?

Aber wenn nun schon davon die Rede ist, soll hier ein Urteil zu diesen Fragen stehen, das zum Nachdenken zwingt: „In der Wahl Niederlage des Christl.-Soz. Volksdienstes (bei den Preußenwahlen) spiegelt sich die erschütternde Niederlage, die der deutsche Protestantismus politisch in dem Augenblick erleidet, in dem der deutsche Katholizismus politisch auf einer vorher noch nicht erreichten Höhe seiner Macht steht. Dieses Mißverhältnis wird heute von einsichtigen Katholiken fast stärker empfunden als vom Protestantismus selber. Eine protestantische Kirche, die in den Nationalsozialismus sich auflöst und säkularisiert und damit einem verkappten und getarnten Liberalismus zum Opfer wird, kann niemals der deutschen Rechte das Fundament des Glaubens und der Gesinnung geben, aus dem heraus allein ein echtes und unabhängiges Zusammengehen mit einer politischen Gruppe möglich ist, die wie das Zentrum aus solchem Lebensgrunde lebt.“ („Volkskonservative Stimmen“ vom 30. 4. 1932.)

Vor kurzem tagte die Landesynode. Es kommt zu einer Auseinandersetzung grundsätzlicher Art zwischen der Rechte und den religiösen Sozialisten. Bevor der Sprecher der religiösen Sozialisten das Wort ergreift, erklärt die Rechte, daß sie nicht in der Lage sei, den Redner anzuhören und darum den Saal verlasse. Wäre das nur eine Nachahmung nationalsozialistischer Methoden, so könnte man sich um den Geschmack streiten. Aber das ist schlimmer: diese Männer und Frauen waren nicht als ein weltliches Parlament zusammen, sie waren versammelt als Gemeinde im Angesicht der Kirche und hatten zu handeln über ganz entscheidende kirchliche Dinge. Und da vermögen die einen die andern nicht mehr zu hören, erklären, daß sie gar nicht den Willen haben, ihn anzuhören, geschweige zu verstehen! Wie will diese Kirche weiter das Evangelium verkünden? Liebet einander! Dienet einander! Einer trage des andern Last! Fürwahr, sie wissen nicht, was Kirche ist.

Aus diesem Auftakt wird auch die folgende, noch schmerzlichere Tatsache verständlich: Die religiösen Sozialisten erklären am Ende der Synode, sie könnten sich am gemeinsamen Gottesdienst nicht beteiligen, weil ihnen der Glaube abgesprochen worden sei; sie würden einen eigenen Gottesdienst in einer andern Kirche halten. Also Aufkündigung der gottesdienstlichen Gemeinschaft! Sie werden gebeten, mitzukommen zum gemeinsamen Gottesdienst; die Kirche für den geplanten eigenen Gottesdienst wird verweigert; die Trennung bleibt: Sie wissen nicht, was Kirche ist. Das gilt auch von den religiösen Sozialisten.

Ihr Schritt ist eine große Verirrung. Aber er zeigt deutlich auf, wie wenig „kirchlich“, brüderlich, christlich liebend und verbunden diese Auseinandersetzungen gewesen sein müssen. Es ist eine müßige Frage, wo die größere Schuld liegt. Sie wissen nicht, was Kirche ist. Das ist der Eindruck, den man gewinnt aus den Berichten, die den Laien erreichen. Was Wunder, wenn dem Kirchenvolk dieses Wissen auch verlorengeht!

Ein drittes Erlebnis: Am Sonntag Kantate bin ich auswärts im Gottesdienst gewesen — mit einem schlechten Gewissen, denn eigentlich hätte ich doch mit den Kindern in der Heimatkirche singen müssen. Aber die Kirche muß ja einen auch im fremden Gotteshaus umfassen. Aber da war eine Leere. Nichts war zu spüren von Kantate, nichts von der frohen Festzeit, die von Ostern über Himmelfahrt zu Pfingsten führt. Die Predigt wandte sich nicht an eine Gemeinde, sondern an die „Zuhörer“. Sie war bewußt ein Vortrag über Masadaenan. Nach dem Gottesdienst besprachen wir uns im kleinen Kreis. Der Pfarrer erklärte, der Wunsch zu diesen Vorträgen sei aus der Gemeinde gekommen. Die Reihe sei über Ostern ausgesetzt gewesen, er hätte in der Gemeinde schon fünfmal über das Singen gepredigt und könnte das Thema nicht zu Tode reiten. Die Leute seien erfreut über die Vorträge und die Zahl der Zuhörer habe sich vermehrt. Es sei zuzugeben, daß der gottesdienstliche Charakter verschoben und die ratio vornehmlich angesprochen werde, aber das gehöre auch zur Aufgabe des Gottesdienstes. Auch die jungen Freunde hatten interessiert zugehört, sie wußten auf einmal mit dem Gottesdienst etwas anzufangen. Ihr Verstand war angesprochen, sie hörten einen auflärenden Vortrag und paßten auf. Im Grunde ist es derselbe Fall wie bei der Gemeinde. Sie weiß nicht mehr, was beten ist, darum keine Liturgie — ja auch keine Predigt mehr, nur noch Vortrag! Welche Säkularisierung! Die Kirche hat auch nur Vorträge zu halten, wie sie überall und von allen gehalten werden! Auffassung innen und außen. Wir aber fühlen uns im „elende“, im fremden Land, spüren Heimweh, und das Kirchenjahr ist wie eine Erinnerung an eine Heimat, die uns einst barg. Was ist das für eine Erinnerung, und was ist das für ein Heimweh? Wir fragen nach der Kirche. Auch hier: sie wissen nicht, was Kirche ist.

3.

Wir wissen nicht, was Kirche ist. Das ist unsere Not. Aber mit dieser Frage, mit diesem Begehren streben wir zur Kirche. „Außer der Kirche kein Heil.“ Dieser Lehrsatz der katholischen Kirche ist uns als falsch bewiesen worden. Aber ein Ruf ergeht heute an uns, in dem steckt ähnlich zwingende und werbende Kraft. Der Ruf könnte vielleicht heißen: Wer heute Evangelium will, muß Kirche wollen. Wer aber Evangelium nicht will, der will Gottlosigkeit. Zwischen Evangelium und Gottlosigkeit kann heute keine Stellung bezogen werden. Das heißt, nicht sich zufrieden geben mit der augenblicklichen Verfassung der Kirche. Aber wir können uns zu der geglaubten und kommenden Kirche nur bekennen, indem wir uns der gegenwärtigen nicht versagen. Das fällt schwer. Noch müssen wir fragen: Was ist Kirche. Und die Antwort, die uns helfen kann, darf nicht in Worten bestehen, sondern in der Tat und im Wesen.

Klaus Heimbürger.

Angesichts unserer inneren und äußeren Lebensunsicherheit möchte es wohl als eine Not niederen Ranges erscheinen, daß wir keine Beziehung zur Kirche haben. Aber vielleicht ist es auch gerade umgekehrt, daß in dieser Not der Schlüssel für alle anderen Nöte verborgen liegt. Eines müssen wir jedenfalls feststellen: ob wir nun so etwas wie ein religiöses Leben haben oder nicht, an der Kirche sind wir vorübergegangen. Wir haben wohl in einem verborgenen Winkel unseres Herzens das Gefühl, daß die Kirche mit anderen Maßstäben gemessen und von anderen Standpunkten aus betrachtet werden muß, als wir es gewohnt sind, aber wir kennen den Maßstab nicht, wir wissen nicht, welches der Standpunkt sein muß.

Die äußere Lage der Kirche scheint unseren Weg an ihr vorüber zu rechtsfertigen. Geschützt und finanziell gestützt vom Staate, gegründet auf die Familie, soziologisch verwachsen mit der bürgerlichen Gesellschaft, getragen vom wissenschaftlichen Idealismus der Zeit — so stand die Kirche noch vor wenigen Jahren da. Heute ist das Verhältnis zum Staate ein gespanntes, die Familie befindet sich in schwerer Krise, das zerbrochene Bürgertum sammelt unter neuen Zielen jedenfalls eher abseits der Kirche, der wissenschaftliche Idealismus ist dahin.

Was erhoffen wir noch von der Kirche, diesem Häuflein Menschen auf verlorenem Posten? Wir haben uns heute daran gewöhnen müssen, auch auf schwankenden Boden unsere Hoffnung zu gründen, und so wollen wir denn sagen, was wir von der Kirche erwarten.

Die Kirche soll uns ein väterlicher, ratender und helfender Freund sein in dem Wirrsal der Zeit, mehr noch, sie soll uns zu einer religiösen Haltung führen, einer Haltung freilich, die sich in den uns bedrückenden Fragen bewähren muß, sie soll unseres Fußes Leuchte und ein Licht auf unserm Wege sein, sie soll das tun, was sie allsonntäglich zu tun angibt, sie soll uns Gottes Wort verkündigen.

Um der Gerechtigkeit willen müssen wir aber auch fragen, wie weit wir zu Gliedern einer Kirche geeignet sind, und was die Kirche von uns erwartet. Bewegt sich unser religiöses Leben in irgendwelchen noch so lockeren Formen oder ist es vielmehr völlig chaotisch?fehlt ihm nicht gerade das Kernstück, das Gebet? Haben wir jemals im Gebete oder anderswo unsere Einsamkeit vor Gott so erschreckend empfunden, daß wir zu einer Gemeinschaft mit Genossen dieses Schicksals gedrängt waren, zu einer Gemeinschaft, die nur Kirche heißen kann? Was will die Kirche mit uns?

Die Kirche ist gezwungen, auf uns junge Menschen zu hoffen und von uns viel zu erwarten. Das einzige aber, was sie von uns erhofft, ist, daß wir ihre Not auf uns nehmen und sie zu unserer eigenen machen, damit die Kirche wieder das werde, was wir für uns selbst von ihr erhoffen: Ein Licht für alles Volk.

Indem wir aber so die Aufgabe der Kirche nach unseren Wünschen zu bestimmen versuchten, haben wir aber doch nur auf den Schein gesehen und nicht auf das Licht, das da im Dunkel der Zeit leuchten soll. Vielleicht ist es aber gerade so, daß es in der Kirche noch weniger als sonst in der Welt auf unsere Wünsche ankommt, und mögen sie auch noch so bescheiden und noch

so berechtigt sein. Vielleicht ist es im Grunde ganz gleichgültig, ob wir jungen Menschen noch zu einem letzten Rest von bürgerlicher Existenz gelangen oder ob unsere schwankende geistige Haltung ganz zerbricht oder nicht.

Wenn wir dem Wesen der Kirche näherkommen wollen, so müssen wir uns an das halten, was die Kirche von sich selbst behauptet und behaupten muß, wenn sie ein Bewußtsein ihrer selbst hat, und wir müssen danach fragen auf die Gefahr hin, daß unsere Stellung zur Kirche noch schwieriger und unklarer wird. Die Kirche ist Gottes Haus; was in ihr verkündet wird ist Gottes Wort. Damit ist ihre Aufgabe eindeutig festgelegt: Sie hat Gottes Willen zu tun und Gott allein die Ehre zu geben. Welch eine Lage! Menschliche Eitelkeit prallt hier auf ein unerbittliches „Allein Gott in der Höh sei Ehr!“, und das „Dein Wille geschehe!“ steht in unauflösllichem Gegensatz zu klugen und törichten Menschenwünschen.

Auf welchem Grunde ist die Autorität der Kirche erbaut! Ihre Worte der Verheißung und des Gerichts werden Lügen gestraft durch die Schwären, die sie an ihrem Leibe hat.

Eines sehen wir: die Kirche steht an jener Grenze, wo menschliche Kraft am Ende ist, und sie kann auch nirgends sonst stehen, denn alles, was mächtig vor der Welt ist, ist doch wie Gras, das des abends abgehauen wird und verdorrt. Vielleicht war das letzte Jahr, das uns so viele Hoffnungen und Illusionen zerstört hat, eine bitter ernste Vorbereitung auf unseren Beruf als Wächter an dieser Grenze, als Glieder der Kirche. Freilich nur eine Vorbereitung.

Hier muß jene geheimnisvolle Rede, Gottes Wort, einsetzen, das Wort, das sich wohl menschlichen Wortes bedient, aber doch abseits von menschlichem Worte für sich selbst redet, und ohne das alles, was wir zu sagen haben, Schall und Rauch bleibt. Die einzige Antwort des Menschenherzens ist der Glaube, von dem wir freilich nichts wissen können, wenn er nicht je und je in unserm Herzen lebendig ist. Hüten wir uns aber, daß unser Ausweichen vor der Kirche nicht ein Ausweichen vor dieser Rede ist. Herr hilf unserm Unglauben!

Günter S o w e.

Berneuchener Freizeiten.

„Wir wissen nicht, was Kirche ist.“ Gerade im Anschluß an den vorstehenden Aufsatz über die Kirchenlosigkeit und Kirchenfremdheit darf und muß ich ein Wort über unsere Berneuchener Freizeiten sagen. Von wie vielen Menschen ist uns durch all diese Jahre hindurch diese Klage entgegengebracht worden: Ich weiß nicht, was Kirche ist! Wie haben wir in all diesen Jahren gelitten unter dem Eindruck, daß nicht nur die Unkirchlichen, Kirchenlosen, sondern oft

Wort haben,
unsere Arbeit
Freizeiten, die
ren Freizeiten
he ist.“ Sie
heit unserer

„auch die Männer“ der Kirche selbst, die in der Kirche das große U
nicht zu wissen scheinen, was Kirche ist! Gerade das hat uns in
getrieben. Ein entscheidendes Stück unserer Arbeit sind unsere F
wir Berneuchener seit einer Reihe von Jahren halten. Die auf unse
waren, können nicht mehr sagen: „Wir wissen nicht, was Kir
mögen selbst noch, vielleicht jetzt um so mehr, unter der Wirkli

Kirche leiden, mögen schmerzlich beklagen, daß sie in ihrer gegebenen Pfarrgemeinde keine kirchliche Heimat finden können; aber sie haben in dem beispielhaften Geschehen einer solchen Woche einmal erfahren, was Kirche ist, was Kirche sein sollte und sein könnte.

Der Verneuchener Kreis veranstaltet in diesem Sommer eine Reihe von Freizeiten: die vier ersten in den vier Wochen des August finden statt in dem evangelischen Schulheim Kloster Urspring bei Schelllingen in Württemberg. Die beiden ersten Wochen leitet Pfarrer Dr. Ritter, Marburg; das Thema ist für 1. bis 7. August „Die Kirche im Epheserbrief und der Protestantismus“, vom 8. bis 14. August „Die Bedrohung der christlichen Kirche durch die abendländische Zivilisation“. Die dritte und vierte Woche steht unter meiner Leitung. Die ersten dieser beiden Wochen, 18. bis 22. August, halte ich als eigentliche Jugendfreizeit und behandle in dieser Woche das Thema „Der Sinn der Kirche“; bei dieser Woche denke ich besonders auch an die Älteren aus unserm Bund und hoffe sehr, daß manche, die sich eine so weite Fahrt leisten können, nach Urspring kommen werden; Mindestalter 18 Jahre. Die letzte Woche (22. bis 28. August) steht auch unter meiner Leitung; Thema „Gleichnisse Jesu“. Außerdem wird unser Freund Pfarrer Lic. Wilhelm Thomas, Bremke bei Göttingen, im Lauf des Monats August in seinem Pfarrdorf Bremke Ferienwochen, eine Pfarrer- und eine Männerwoche, halten.

Vom 8. bis 8. Oktober findet noch eine weitere Freizeitwoche, auch unter meiner Leitung, statt in dem Erholungsheim Niederrödern bei Radeburg (Sachsen). Diese Woche soll die Frage „Lebensformung als Aufgabe der Kirche“ beleuchten.

Zu jeder näheren Auskunft bin ich gerne bereit. Die Kosten werden überall so niedrig als möglich gehalten und werden wenig über 20 RM. für die ganze Woche betragen. Anmeldungen für die Urspring-Wochen gehen direkt an Dr. Zell, Urspring, Post Blaubeuren-Land, Württemberg; für die Wochen in Bremke an Pfarrer Lic. Wilhelm Thomas in Bremke, Göttingen-Land, für die sächsische Freizeit an Pfarrer Kurt Jeschner, Leipzig S 3, Elisenstr. 159.
Wilhelm Stählin.

Die kämpfende Kirche.

„Du hast mit Gott gekämpft“ (1. Mos. 32, 29). Das ist die Voraussetzung, eine nie zu übersehende Voraussetzung. Die Kirche hat keinen Auftrag und keine Waffe in sich selbst, nur als Besiegte, als Beute Gottes, die nicht mehr sich selber will, darf sie kämpfen in der Welt. „Sich selbst bekriegen ist der schwerste Krieg, sich selbst besiegen ist der schönste Sieg.“ Die kämpfende Kirche ist die bügende, wo es geschieht: „Ringet darnach, daß ihr durch die enge Pforte eingeht“ (Luk. 13, 24). Gott ruft sie alle zum Kampf, und doch kann sich seine Gnade versagen. Darum brauchen es die Glieder der Kirche, daß sie sich helfen, „daß ihr mir helfet kämpfen mit Beten für mich zu Gott, auf daß ich errettet werde von den Ungläubigen“ (Röm. 15, 30). Nehmen wir doch nicht nur unser persönliches Geschick in unser Gebetsleben hinein,

sondern den Kampf der Kirche! Und der einzelne Kämpfer erkenne sich als Streiter in ihr!

„Ein jeglicher aber, der da kämpft, enthält sich alles Dinges“ (1. Cor. 9, 25). Es bedarf des Abstandes, der Askese von allen anderen Kampfebenen in der Welt. Zu eng ist die Verflochtenheit der Kirche mit vorläufigen, innerweltlichen Kämpfen. Die Kirche darf nicht selbst Partei werden, sich nicht selbst zur Partei machen. Der notwendige Abstand stammt nicht aus pharisaischer Absonderung, sondern aus dem Gehorsam gegen Gott, aus dem dienstwilligen Ja zur Welt.

„Denn wir haben nicht mit Fleisch und Blut zu kämpfen, sondern mit Fürsten und Gewaltigen, nämlich mit den Herren der Welt, die in der Finsternis dieser Welt herrschen, mit den bösen Geistern unter dem Himmel“ (Eph. 6, 12). Der Kampf ist nicht nur eine individuelle, innerweltliche Angelegenheit. Ein aufgeklärtes Geschlecht lacht über den dummen Geisterglauben und muß es in der harten Wirklichkeit spüren, wie die Dämonien der Zeit alles zerstören. Der Kampf geht um die Ganzheit des Lebens. Die Kirche muß sie erkennen, die „Fürsten und Gewaltigen“ in allen Lebensgebilden, im Bluthaften und im Gemachten. Es gibt ein Scheitern am Geist und am schicksalhaft Gegebenen. Wenn die Kirche einen Blick hat für die „Finsternis dieser Welt“, dann bleibt sie im Kampf frei vom Haß gegen Einzelne und Gruppen, auch wenn sie antichristlich sind.

„In allen Dingen beweisen wir uns als die Diener Gottes: in großer Geduld, in Trübsalen, in Nöten, in Ängsten“ (2. Cor. 6, 5 ff.). Der Kampf bringt auf den Leidensweg. Sie ist hier nicht triumphierende Kirche, sondern Kirche unter dem Kreuz. Aber sie darf nicht voreilig in ihrem Leid reden, weil sie mit der Möglichkeit ernstlich prüfend rechnen muß, daß die Leute dumm gewordenes Salz zertreten. Sie soll sich nicht nach falscher Sicherheit sehnen aus dem Elend des Kampfes in ungestörte Ruhe hinein, sondern „lasset uns laufen durch Geduld in dem Kampf, der uns verordnet ist“ (Hebr. 12, 1). In der Welt seufzt, klagt, stöhnt, revolutioniert und verzweifelt man im Leid. Die Kirche aber wird im Leid reicher und tiefer: „Gedenket aber an die vorigen Tage, in welchen ihr, nachdem ihr erleuchtet waret, erduldet habt einen großen Kampf des Leidens“ (Hebr. 10, 32).

„Seid nüchtern und wachet; denn euer Widersacher, der Teufel, geht umher wie ein brüllender Löwe und sucht, welche er verschlinge. Dem widersteht, seht im Glauben“ (1. Petr. 5, 8 ff.). Nur keine falsche Begeisterung zum Kampf, wie sie uns im Blut liegt! Daß nur keine Märtyrertolle gespielt wird! „Seid nüchtern und wachet,“ gerade wenn die lodernen Feuer der Rasse und Masse entbrennen, dann nicht in der Aufwallung christlich vorgestürzt, dann erhebet die Hände zu dem, der allein Hilfe ist. „Wenn Mose seine Hand emporhielt, siegte Israel“ (2. Mos. 17, 11). Nur in solcher Haltung kann der Feind erkannt werden und die Waffe scharf bleiben.

„Ringet darnach, daß ihr stille seid und das Eure schaffet, und arbeitet mit euren eigenen Händen“ (1. Thess. 4, 11). Es gibt begeisterte Kämpfer, die zu faul und untüchtig sind für die kleine Pflicht des Tages. Nur keine nervöse Unruhe, gefammelte Stille ist not!

„Ich lasse euch aber wissen, welchen Kampf ich habe um euch“ (Kol. 2, 1). Die Kirche kämpft nicht für oder gegen ein System, nicht um die Durchsetzung einer Theorie. Sie sieht den notvollen, leidenden Menschen, dem sie das Seil verkünden darf. Ihr Kampf ist aus der Liebe mit den ihr gegebenen Mitteln des Guten: „Laß dich nicht das Böse überwinden, sondern überwinde das Böse mit Gutem“ (Röm. 12, 21). Das gilt auch gegenüber aller Feindschaft, die Menschen ihr entgegensetzen.

In allem Kampf muß eines dem Glauben gegenwärtig bleiben: „So liegt es nun nicht an jemandes Wollen oder Laufen, sondern an Gottes Erbarmen“ (Röm. 9, 16). In dem, was Christus getan hat, liegt Ursprung, Bürgschaft und Gewißheit des Sieges. „In der Welt habt ihr Angst; aber seid getrost, ich habe die Welt überwunden“ (Job. 16, 33). „Gott aber sei Dank, der uns den Sieg gegeben hat durch unsern Herrn Jesus Christus“ (1. Cor. 8, 57). Von diesem Siege kommt die Kirche her. Daß sie sich nur gehorsam halte an Gottes Wort, auch gerade ihre jungen Streiter: „Denn ihr seid stark, und das Wort Gottes bleibt bei euch, und ihr habt den Bößewicht überwunden“ (1. Job. 2, 14).

Ueber dem bußfertigen Glauben, über der sich rüstenden Enthaltung, über allen aufbrechenden Dämonen, über den Wunden und Leiden, über der Tüchternheit und schlichten Tageapsicht, über dem Liebedienst aber steht als letzte große Verheißung: „Wer überwindet, der wird es alles ererben, und ich werde sein Gott sein, und er wird mein Sohn sein“ (Offb. 21, 7). Die triumphierende Kirche singt: „Groß und wunderbar sind deine Werke, Herr, allmächtiger Gott“ (Offb. 18, 3). Adolf Brandmeyer.

Kirche und Volk.

Ehe wir grundsätzliche Klarheit suchen über das Verhältnis von Kirche und Volk, tun wir einen kurzen Blick in die Geschichte, soweit sie lebendig wirkt in unserm Lebensraum. Im dritten Jahrhundert leben an der unteren Donau und am Schwarzen Meer die gotischen Stämme, denen erbeutete Kriegsgefangene das Evangelium verkündigen. Aus ihnen ragt als geschichtliche Gestalt der Bischof Wulfila hervor. Die gotische Bibelübersetzung ist sein Meisterwerk. Für die Germanen ist die Eigenkirche charakteristisch, d. h. der Grundeigentümer erbaut die Kirche auf eigenem Boden und betrachtet sie als sein Eigentum. Vielen germanischen Stämmen galt die römische Reichskirche als ketzerisch, und bei den Vandalen waren Amtshandlungen katholischer Priester unterjagt. Aus den Wirren des Zusammenbruchs des römischen Weltreiches und der Völkerwanderung ragt dann die fränkische Reichskirche heraus, deren Geschichte mit der Taufe Chlodowichs ihren Anfang nimmt. Hier ist Christus der gewaltige König der Gläubigen und der fränkische Nationalgott. Von Bonifatius bis zu Karl dem Großen ist dann die geschichtlich so ungeheuer bedeutsame Verschmelzung von römisch-katholischem Kirchentum mit fränkischem Volkstum vor sich gegangen. Hier lag der Ansatz der heute noch nicht ganz gelösten Spannung zwischen dem nationalkirchlichen und dem universalkirch-

lichen Grundstreben. Die Kirche gab dem Volkstum die ewige Botschaft, sie leistete große Erziehungsarbeit und vermittelte die Kulturgüter des Altertums. Aus dem fränkischen Volkstum aber quoll das frische Blut für die Kirche. So ist dann der Uebergang von der fränkischen Landeskirche zur Reichskirche geschichtlich geworden. Kaiser und Papst prägen dem Mittelalter ihren Stempel auf. Der „Heliand“ zeigt die Uebertragung der heiligen Geschichte in nationalgermanische Vorstellungen. Die Geschichte des Mönchtums, der Orden, der Kreuzzüge und der Mission ist durchweht vom Geiste des Volkstums. Das völkische Leben aber in Wirtschaft, Wissenschaft und Kunst ist gestaltet von der weltdurchwirkenden Kraft der mittelalterlichen Kirche. Als die politischen Welt Herrschaftsansprüche der Kirche immer größer werden, erwacht das Selbstbewußtsein der nationalen Staaten, und unter der erstarrten Kruste kirchlicher Frömmigkeit erblüht die zarte Blume der im Volk gewachsenen Mystik, die nicht nationalen Inhalt hat, aber deren Form volkstümlich ist. Bekannte und Unbekannte suchen jetzt auf eigenen Wegen die ewige Wahrheit. Die Volksseele erwacht in Meister Eckhardt und den Frauen, sie erwacht auf den Universitäten, bei Fürsten und Rittern. Alles drängt hin auf die große Stunde der deutschen Reformation. Sie kann nicht verstanden werden ohne den klaren Blick für die wechselseitige Durchdringung von Kirche und Volk. Sicher bleibt das Köstlichste in ihr verborgen, wenn man in Luther nur einen deutschen Helden, in der Reformation nur das Erwachen der deutschen Volksseele sieht. Da sind noch Zuß und Zwingli und Calvin, aber sie alle sind individuell geformt und auch in ihrem Zeugnis von Christus geprägt je nach ihrer volklichen Eingliederung. Aber man kann sagen gerade im deutschen Land: Die Reformation hat das Volkstum befreit. Nicht nur daß die Landeskirchen entstehen, wo der Landesvater für die Religion des Volkes verantwortlich ist, nicht nur daß gerade Luther sich besonders deutlich zu allen politischen, wirtschaftlichen und geistigen Anliegen des Volkes geäußert hat, sondern was das Entscheidende ist: Die Reformation hat dem Urquell alles Volkstums letzte Weisheit gegeben — der Familie, dem christlichen Haus! Nur das christliche Haus bringt die Kraft auf, dem Volkstum die Treue zu halten. Nicht moderne Individuen werden durch die reformatorische Botschaft befreit, denn die Reformation meint unter Persönlichkeiten immer nur solche, die für andere Verantwortung tragen in der Lebens- und Arbeitsgemeinschaft der Familie. Alle sozialetischen Gedanken Luthers und Calvins nehmen ihren Ausgang von der Wortverwaltung und vom Wortdienst der christlichen Hausgemeinde. Aus diesem „Bete und arbeite“ ist das Volk missioniert worden. Auch an der Wiege der neuen Wirtschaft steht hemmend und fördernd die Kirche mit ihren spendenden Gaben. Die Entfaltung der Wissenschaft und die Inangriffnahme der Erziehungsaufgaben im Zeitalter der Reformation sind ohne die Dienstwilligkeit der Landeskirchen nicht denkbar.

Aber nur zu bald erfolgt aus mancherlei Ursachen die Auflösung dieser geschichtlichen Verbindung von Kirche und Volkstum; Kraftlosigkeit und Erstarrung der Kirche haben ihr Teil Schuld daran. Renaissance und Aufklärung werden führend. Das eigenmächtige und losgelöste Individuum rückt auf den Thron der Welt. Die eisernen Sängarme der Technik und der Goldstrom der

kapitalistischen Wirtschaft formen den Einzelmenschen und reißen ihn aus seiner Bindung an Gott; Kirche und Volkstum bluten aus tausend Wunden. Auf allen Lebensgebieten zeigt sich dieser Vorgang. Die Ehe wird zu einem Vertrag, „daß es von der freiesten Willkür jedes der beiden Gatten abhängt, diese Ehe zu schließen oder zu unterlassen“ (Savigny), so wie es in unser Belieben gestellt ist, ein Auto zu kaufen oder nicht. Arbeit und Beruf sind ein grausam freies Lohnvertragsverhältnis. Das Volk wird zu einer Summe von Einzelmenschen, Klassen und Parteien. Die Kirche wird ein privater Weltanschauungsverein, der geduldet ist. Die alles richtende und bindende Wahrheit Gottes ist verdunkelt. In dem Erwerbekampf der Einzelnen und der Gruppen wird der Wille Gottes nicht mehr gehört und gelebt. Diese Lage ist unser Schicksal, unsere Gabe und Aufgabe. Wir sollen sie klar sehen. Wir können das Rad der Geschichte nicht rückwärts drehen, sondern es tut grundsätzliche Besinnung not über das Verhältnis von Kirche und Volkstum und die gehorsame Entschlossenheit, aus solcher Umkehr die Folgerungen zu ziehen.

Die Kirche hat nur eine Gabe und einen Auftrag: Das Evangelium an die Menschen auszurichten. Wenn sie aber ihre Botschaft an Menschen ausrichtet, dann sieht sie diese Menschen als Glieder eines Volkes, denn so und nicht anders sind sie geschaffen. Sie leben in einem gemeinsamen Land, sprechen eine gemeinsame Sprache, stehen in gemeinsamer, wirtschaftlicher Arbeit. Die Kirche kann nicht den Menschen sehen als „Menschen an sich“ im luftleeren Raum; wenn sie den Menschen dienen will, muß sie sich dem Volkstum hingeben, ohne daß sie damit darüber die Herrschaft erlangen wollte. Ja, sie selbst, die Kirche, hat ihr Gotteshaus auf dem Erdboden des Volkes, ihre Botschaft und ihre Lieder ertönen in der Sprache des Volkes. Sie führt kein Eigenleben abseits vom Volk, sondern ist gerade als „Volkkirche“ in Schuld, Schicksal und Heil des Volkes verstrickt.

Das Volkstum ist ein lebendiges Wesen. Es ist die immer neu gemischte Erbmasse, die in der Geschichte geworden ist. Im Volk ließ Gott die Menschen wachsen und sterben. Das Volkstum ist nach dem Willen Gottes. Aber es ist nicht allmächtig, sondern sündige, gefallene Schöpfung. Ein Volk ist nur dann vor der Selbstzersehung bewahrt, wenn es sich in der Begrenzung sieht unter seinem Herrn, der es werden ließ. Wenn in der gegenwärtigen Geschichtsstunde unser Volk nicht mehr klar und eindeutig anschaulich sichtbar wird, wenn gemachte Gebilde wie Klassen und Parteien das wahre Gesicht des Volkes verdunkeln, dann kann es für die Kirche um ihres Auftrages willen keine dringendere Aufgabe geben, als daß sie um die Erkenntnis der Lage des Volkes ernstlich ringt, als daß sie innerlich frei hört auf das Sehnen, Werden, Wollen und auch Sterben des Volkes, als daß sie die Erschütterungen und Leiden des Volkes im Lichte ihres Herrn sieht.

Dann wird sie brauchbar sein, dem Volk seine geschichtliche Stunde zu deuten vor dem Angesicht des Ewigen. Dann wird sie jede Stunde der Volksgeschichte unmittelbar zu Gott sehen. Sie kann das Volk bewahren vor Ueberhebung und falschem nationalen Pathos, vor süßen Träumen und leichtsinnigen Luftschlössern, vor Hoffnungslosigkeit und trostloser Verzweiflung, denn sie ringt

ja um die Botschaft, die Gott ihr gegeben und bis in unsere Tage hinein gelassen hat, um sie weiterzutragen. Da liegt unsere Hoffnung, daß der alte Auftrag der Kirche wieder neue Kraft gewinnt, wieder neu lebendig wird und wieder ausstrahlt und wirksam wird für die mancherlei wirklich hoffnungslosen Nöte des Volkes. Da liegt die entscheidende Voraussetzung für die Ueberwindung volllicher Zerrissenheit. Aus den Urinstinkten des Blutes und der Geschichte und der Masse entsteht nicht Gemeinschaft. Christus allein bleibt die Schicksalsfrage für Kirche und Volk. Adolf Brandmeyer.

Der Aeltere und die Kirchengemeinde.

Es ist im Mai-Heft mit einem *** gezeichneten Artikel der Notwendigkeit direkten und erfrischend deutlichen Redens der Weg eröffnet worden. Vor diesem Reden vergeht Diskussionsfreudigkeit und Lächeln der Ueberlegenheit; was bleibt, ist das Gefragtsein auf einem ganz bestimmten Punkt. Da muß geantwortet werden. Und ebenso eindeutig. Am besten nur mit dem Ja oder Nein der Entscheidung. Denn oft wird einem die eigene Lage erst klar, wenn man auf Entscheidung hin gefragt wird.

Ich möchte eindeutig fragen, und zwar diejenigen Kreise und Menschen, die wir seit Darmstadt als die Aelteren zu bezeichnen pflegen, für die wir sonderlich in „Unser Bund“ schreiben, die — das sollen sie nicht vergessen — jetzt die prägende Schicht des Bundes sein sollen. Ich möchte sie eindeutig und dringend fragen nach dem, was ihnen Kirche bedeutet.

Tun kann man aber glücklicherweise nicht über die „Kirchenfrage“ diskutieren wie über ein Ideal, das es zu erreichen gilt, also nicht rein geistig, sondern jede ernste Frage nach der Kirche merkt bald ihre Realität, die ich zunächst einmal auffuchen soll in der mir jeweils gegebenen Gemeinde meines Ortes. Denn das ist wahr: jeder unter Euch trifft Kirche an, echte, wahre Kirche, auch in der entstellten Gemeinde und trotz trostlosester Kirchenvorstände und Presbyterien. Es liegt nicht an Menschen, daß Kirche lebt; es liegt an Gott. Es ist betrüblich, daß manche ernste Frage nach der Kirche stecken bleibt da, wo die Wunden und Schäden der Kirche und Gemeinde aufgewiesen werden und wo die scheinbare Hoffnungslosigkeit der Kirche offenbar und einleuchtend erscheint. Wer hier schon aufhört, hat die Frage nur halb getan. Es ist ja alles wahr, was ihr da sagt; oft so wahr, daß man verzweifeln möchte: der Mangel an wirklicher Predigt des Gotteswortes und der Ueberfluß erbaulicher und geistreicher Schönrederei; die Laubheit eines Kirchenvolkes, das nichts mehr zu wissen scheint vom Beruf des allgemeinen Priestertums, die Verlorenheit kirchlicher Formen, Symbole und Handlungen, die als schmückendes Beiwerk des bürgerlich-gesellschaftlichen Lebens einer entsprechenden Beliebtheit sich erfreuen und all das andere, das man noch nennen könnte.

Ja, der Zustand der Kirche wäre hoffnungslos, wenn sie angewiesen wäre auf den Menschen. Angewiesen aber ist sie auf Gott als ihren Herrn. Sie lebt, wann, weil und solange ER will. Sie lebt in und trotz aller menschlichen Hoffnungslosigkeit, solange sie um die einzige Hoffnung weiß, die sie trägt, ganz

und gar ausreichend trägt, die auf Gott. So wird die Frage nach der Kirche auch zur ganz persönlichen Frage an jeden Einzelnen: die Kirche ist die Frage an mich, ob ich „anerkenne“, „glauben“ sagt die Kirche, daß der Mensch und seine Welt einen Herrn über sich hat. Beides ist ineinander. Ich lerne Gott hören, da, wo die Kirche Sein Wort verkündigt, in der Kirche, durch die Kirche. Es ist so, wie Heimburger sagt: wer Evangelium will, muß wissen, daß er Kirche wollen muß. Man möchte dringend davor warnen, der Entscheidung fordern- den Wahrheit dieses Satzes durch allerlei Erwägungen auszuweichen, etwa ob Gott auch anderswo gefunden und gehört werden könne als in der Kirche und durch ihre Predigt. Die Fragen können gestellt werden, erscheinen aber bezeichnenderweise meist da, wo man wirklich Gott zu hören gar nicht ernsthaft gewillt ist. Solches Fragen hat erst ein Recht, wo ein Mensch am Ende eines tiefen Ringens steht um seine Kirche. Das aber dürfte auf uns alle im Bunde gesehen nicht der Fall sein. Wir haben in der Geschichte unseres Bundes Punkte gehabt, an denen gerungen worden ist um Evangelium und Kirche. In Eberswalde hat die damalige Älteren-schaft der Sägung im guten Bemühen den auf das Evangelium ausgerichteten Wortlaut gegeben, wie wir ihn heute noch haben. Pate stand bei diesem Bemühen ein Neuverstehenwollen dessen, was den Bund ins Leben rief. Man kann der Meinung sein, daß der Wortlaut nicht genügt; das, was den Bund bestimmt, ist aber richtig neu erkannt worden. Jahre vorher hat Heinz Rappes in „Unser Bund“ vom B.D.J. gesagt, er sei kirchliche Jugend, und setze sich mit solcher Bestimmtheit von anderen Bünden ab. Ich glaube fast, es gibt auch heute noch Kreise im Bund, die eine solche Feststellung für sich lieber ablehnen als bejahen möchten. Ich weiß, daß Älterentkreise da sind, die mit immer erneuter Heftigkeit ihre außerkirchliche und nebergemeindliche Existenzen betonen. Gewiß liegen trübe Erfahrungen vor mit dem Ortspfarrrer oder dem Ortskirchenvorstand. Aber haben diese Kreise damit eine Entscheidung vollzogen, wie sie sie einer letzten Frage schuldig sind oder sich vielmehr nur eine Haltung des Ressentiments von außen her ausdrücken lassen?

Ich weiß, daß daneben eine Menge Kreise stehen, denen es auch heute noch nicht zur bedrängenden Pflicht geworden ist, ihr Stehen im Bund von der letzten Frage nach Evangelium und Kirche in ernsthaftem Mühen prüfen und rechtfertigen zu lassen. Mir scheint es unmöglich zu sein, überhaupt nur zu wissen, daß im Bunde Brüder und Schwestern sind, denen Kirche und ihr Wort zur Bestimmtheit ihres persönlichen und Kreislebens geworden und selber davor in Gleichgültigkeit zu verharren. Mir ist nach Schönfärbem nicht zumute; dazu glaube ich als Pfarrer einer Großstadt mit den vielleicht größten Schwierigkeiten des protestantischen Nordens zuviel von den Hemmungen und Nöten zu kennen, die den Weg zur Kirche verbauen. Aber wem es wirklich auf den Bund ankommt, mehr noch, wer wirklich verantwortlich mit erlebt, was heute unter tiefster Not sich an unserem Volke vollziehen will, der kann nicht gleichgültig bleiben vor der Frage nach der Kirche und ihrem Auftrag an die Zeit und ihre Menschen.

Ich möchte auch die ansprechen, die ich auch im Bunde weiß, teils noch in ihm stehend, teils über ihn hinausgewachsen und zusammengeschlossen in dem

Bemühen um die Bibel in Bibelbesprechungen und Ausreden um die Fragen gläubiger Lebensgestaltung: so sehr es möglich ist, daß solche „außerkirchlichen Situationen der Bibel“ (vgl. „Neuwert“, April-Mai-Jest 1952, Meta Epl: Die Bibel und die Gemeinde in der Gegenwart) hier und dort entstehen und wahrhaft leben, so unmöglich ist es, daß gerade hier im verantwortlichen Hörenwollen des Wortes Gottes Kirche und Gemeinde auf die Dauer ausgeschaltet bleibt. Das Evangelium führt zur Gemeinde und Kirche in all ihrer menschlichen Schwachheit, aber doch in ihrem göttlichen Auftrag, den sie eben trägt.

Es ist — wie es scheint — soweit im Bunde, daß das nicht mehr nur von den Führern gesagt wird. Sie stehen vielleicht immer wieder im Verdacht, in eigener Sache zu reden. Aus dem Bundesvolk selbst wird gefordert, wird die Wunde gespürt. Das sind gewiß noch vereinzelt Stimmen, aber sie kennzeichnen den Durchbruch der wesentlichen Sache, um die es heute — nicht nur bei uns im Bunde, sondern überall, wo die Zeichen der Zeit verstanden werden — geht. Unsere Älteren werden uns verstehen, wenn wir sagen: bekennt sich der Bund zu einer wirklich verantwortlichen Jugendführung in der Zeit, dann kann er nicht mehr seine Älteren belassen in einer willkürlichen, oft nur durch örtliche Erfahrungen bedingten neutralen, religiösen und kirchlichen Haltung, sondern ist ihnen schuldig, um ihretwillen, ihrer ganzen Lebenshaltung willen, zu der er ihnen Hilfe zu geben hat, und um seines eigenen Auftrags willen, sie, die Älteren, der Wirklichkeit gegenüberstellen, an der zuletzt die Entscheidung zum Leben oder zum Tode des Menschen, eines Volkes, einer ganzen Zeit fällt. Daß solche Gegenüberstellung nur geschehen kann im eigentlich evangelischen Sinne, d. h. mit dem Aufruf an jeden Einzelnen, sich mit seinem Gewissen ganz zur Verfügung zu halten, sich an die Sache, um die es geht, zu binden mit seiner ganzen Verantwortung, braucht der Bund nach seiner ganzen Geschichte nicht besonders zu versichern.

Vielleicht sagen Euch die folgenden Äußerungen von Bundesgeschwistern von dem notwendigen Anliegen, das vor uns allen steht.

„Die Frage: Wozu sollen wir Menschen in den Bund ziehen, wenn der Bund ihnen nicht das Letzte und Beste bieten kann, ist uns aus dem Herzen gesprochen. Wir vermissen die religiöse Haltung und Führung. Was im Grunde genommen fehlt, das ist die religiöse Haltung bei uns allen. — Der Bund soll eine Lebensgemeinschaft sein aus dem Geiste des Evangeliums. Wo ist eine Gruppe, der dieses Wort der Eberwalder Losung so lebendig vor der Seele steht, daß sie sich immer wieder darum bemüht, es zu verwirklichen? Und eine Lebensgemeinschaft aus dem Geiste des Evangeliums zu schaffen, muß man dieses Evangelium doch erst einmal kennen lernen. Aber man beschäftigt sich nicht einmal damit. — Die großen brennenden Fragen, um die es heute mehr denn je geht, um Gott und seine Kirche, um die Wahrheit des Evangeliums, die werden kaum berührt. — Wir haben zwei Gesichter. Eins nach außen und eins nach innen. Und das eine wagt man noch nicht einmal vor sich selbst zu bekennen, sondern sucht sich mit Phrasen über diese Tatsache hinwegzuhelfen. Was in unseren Reihen bei den meisten herrscht Gott und dem Evangelium gegenüber, das ist Gleichgültigkeit. — Und dann fragt man sich: wozu? ist es notwendig, Menschen in den Bund hineinzuziehen, wenn wir ihnen nicht das Letzte

und Beste zu bieten vermögen? Natürlichkeit und freien Umgang miteinander? Den finden sie schon längst auch in anderen Jugendgruppen. Fröhlichkeit und Gemeinschaft? Die wird ihnen auch anderswo geboten. Und mehr als das. Denn jedes Bündnis erfordert Menschen, die einem Ziel zustreben, die eine Tat tun wollen. Und jeder politische Jugendverband weist nach einer bestimmten Richtung, jede andere Vereinigung verfolgt ein bestimmtes Ziel, sei es auch noch so eng begrenzt, und verpflichtet zu bestimmten Handeln. Wir sind frei und nach jeder Richtung hin ungebunden. Wenn wir nun nicht einmal mehr zusammenstehen, um mit der ganzen Kraft, deren jeder einzelne fähig ist, nach Gott zu greifen, wenn wir das Streben nicht mehr haben, diese innere Kraft auch gemeinsam hinauszutragen in die tausendfache Not ringsum, was haben wir dann noch? Aus schönen Fahrtenenerinnerungen, aus gemeinsam erlebten frohen und ernstesten Stunden kann wohl für ein paar Jahre eine Gemeinschaft entstehen, ein Bund kann daraus nie und nimmer seine Lebenskraft schöpfen. — Jeder Einzelne muß sich zu einer klaren Entscheidung durchkämpfen. Und vor allen Dingen müssen die Führer wieder klarer und deutlicher dastehen in ihrer Haltung. Und mit den Führern jeder Einzelne, der sich bewußt ist, daß es heute mehr denn je und alle in darum geht, fest und zielsicher zu Gott, als der einen Wahrheit bingerichtet zu sein. Und darüber hinaus ist es Pflicht all dieser, auch von den anderen immer wieder zu fordern: setzt euch mit diesen Fragen auseinander, kämpft, ringt darum, sonst seid ihr nicht wert, Glieder eines Bundes zu sein, der eine Lebensgemeinschaft sein will aus dem Evangelium. Diese Forderung immer wieder aufzustellen, das ist vielleicht unsere nächste, aber auch unsere schwerste Aufgabe, denn sie erfordert die größte Ueberwindung, die größte Geduld, aber auch das größte Feingefühl.“

Damit wäre der Bund gefragt an der entscheidenden Stelle. Der Bund, d. h. wir alle. Antworten!

Wir können nicht mehr vorbei. Jörg Erb und ich glaubten das, als wir uns entschlossen, in „Unser Bund“ Hilfen zu geben für ein Erkennen der Sache des Evangeliums, der Verkündigung der Kirche in Worten zu den großen Tatsachen ihrer Feste, in Hilfen, die Bibel selbst einmal aufzuschlagen. — In Weimar steht unter den geplanten Arbeitsgemeinschaften eine unter dem Titel: wir wissen nicht, was Kirche ist. Diese Arbeitsgemeinschaft ist nicht entstanden aus der Erwägung, daß auch für religiöse Spezialisten ein Ort der Diskussion geschaffen werden müßte, sondern aus dem Glauben daran, daß sie notwendig sei für uns alle in dieser Stunde. — In Weimar wird wieder Bundeshauptdienst sein. Er war stets gedacht als der Befinnungspunkt unserer Bundestagungen. Ist er, der Bundeshauptdienst, für uns das Notwendige, ohne das ein Bundestag nicht sein könnte, oder geht man nur auch hin? Die Frage ist gestellt. Wie antwortet der Bund? D. h. wir alle? Antworten, d. h. sich treffen lassen zur Willigkeit einer Entscheidung. Die Antwort der Diskussion ist keine Antwort, weil sie keine Verantwortung kennt und keine Bindung an der Sache. Laßt uns miteinander ringen, kämpfen, hart auf hart; aber um die Sache, nicht nur um unsere Meinungen. Die Sache ist mehr als unsere Ansichten. Darum kann um sie gekämpft, aber nicht über sie diskutiert werden.

Und nur deshalb, weil hier zu einem wirklichen Ringen aufgerufen ist, kann

noch etwas gesagt werden zu dem äußeren Verhältnis des Älteren zu seiner Kirchengemeinde. Der Einsatz, der hier gefordert wird, ist zu groß, als daß er mit einer aus der Ferne geübten Kritik oder mit dem wohlwollenden Akt der Steuerzahlung geleistet werden könnte. Wir müssen näher heran, hier also an die Ortsgemeinde, wenn wir die an uns gestellte Frage verantwortlich durchkämpfen wollen. Es ist besser, wir haben etwas Grund unter den Füßen, jeder in seiner Gemeinde; wir würden uns bald in ganz praktischen Entscheidungen vorfinden. Aber das „Näher heran“ darf jetzt nicht mißdeutet werden als ein Aktionsprogramm zur Eroberung der Kirche, etwa nach dem Muster religiös-sozialistischer oder national-sozialistischer Erlasse. So sehr man sich oft danach sehnt, in den Kirchenvertretungen junge Menschen aus dem Bund zu haben, im Kindergottesdienst mehr Helfer und Helferinnen aus Bundeskreisen zu haben, in Fürsorge- und Jugendarbeit der Gemeinde mehr führende Kräfte aus den Älteren zu haben, darum geht es erst in zweiter und dritter Linie. Am Anfang steht der Wille zur Einordnung in die Gemeinde, als Glied des Ganzen. Das einfache Hinstehen an eine Stelle, von der aus man versucht, zu erfahren, was Gemeinde ist oder sein soll. Ohne diese grundsätzlich willige Einordnung wird Kirche kaum erkannt. Hier wird schon der Kampf in jedem einzelnen einsetzen. Man hat schon bittere Erfahrungen gemacht mit der Gemeinde, dem Pfarrer. Das muß die schwerste Lage sein, in der einen der Aufruf treffen kann. Und doch trifft er auch hier, vielleicht gerade hier. Wer hat schon einmal gerade infolge bitterer Enttäuschungen bis ins allerletzte gekämpft um die Gemeinde, ja auch um einen Pfarrer und das, was er der Gemeinde verkündigen soll, indem er immer wieder unter seiner Kanzel saß, ihm die gottesdienstliche Gemeinschaft nicht auf sagte? Das muß schwer sein, aber Menschen können im Letzten den Weg zur Kirche nicht verlegen, wenn wir von dem Anspruch des Ganz-Anderen getroffen an die Gemeinde gewiesen werden. Aber es wird ja nicht meist so schwer sein. Ihr habt Bundespfarrer, also Brüder aus Eurem Bund. Ihr habt andere Pfarrer, die aus letzter Verantwortung heraus ihren Dienst an ihrer Gemeinde tun. Es dürfte nicht so schwer sein, anzufangen mit dem ersten: der Einordnung in die Gemeinde, am natürlichsten vielleicht in der Teilnahme am Gottesdienst der Gemeinde, der alle umschließt. Ihr seid in der Gemeinde seit Eurer Taufe. Seither geht Euch das Wort dessen an, der Euch hineinrief in diese Kirche. Es geht Euch an, weil es das Wort Gottes ist über alles Leben. — Doch muß es nicht anfangen beim Gottesdienstbesuch, obwohl ich mir denken könnte, daß es bei unseren süddeutschen Brüdern und Schwestern einfach das Gegebene ist, weil ihre Bundsgemeinschaft erwachsen ist in der Gemeinde. Was Kirche ist kann z. B. zuerst geahnt werden vor einem Choral, den man in der Singschar singt. Denn das alte Lied war das Lied der Gemeinde, im Wort und Klang Bekenntnis der Gemeinde durch den Mund eines ihrer Glieder, der nichts anderes als Glied sein wollte. Der Anfang mag überall verschieden sein, aber er muß bejaht werden, bejaht mit ganzer Willigkeit und dem Ziel der Einordnung in den Leib der Gemeinde.

Es geht darum, daß Bund und Kirche sich neu wiederfinden. Das geschieht im Raum der mir gegebenen Gemeinde. Sie ist unsere Heimat und unser

Auftrag, der Ort unserer Liebe und unseres Einsatzes. Der Ort, an dem uns Gott gegenwärtig werden will in seinem Wort. Das ist ihre Höhe in all ihrer Menschlichkeit.

Carl Peter Adams.

Gottesdienst - Bundestagesgottesdienst.

Vielen Gliedern im Bund fehlt die klare Beziehung zum Gottesdienst. Bei einer Tagung scheint ihnen der Gottesdienst eine Zugabe, die man auch missen könne. Eine gewisse äußere Zucht dürfte heute vielleicht verhindern, was früher gelegentlich vorkam, daß Einzelne oder ganze Gruppen während des Gottesdienstes bei einer Tagung „neben die Kirche“ gehen. Der innere Widerstand gegen den Gottesdienst ist bei vielen geblieben. Er hängt mit der Vorstellung zusammen, daß Gottesdienst etwas sei, was neben dem Leben steht, ein Schmutz vielleicht, eine Stimmungsangelegenheit, daß er aber in Wahrheit Flucht bedeute, Flucht aus der Verantwortung, Flucht aus dem Gehorsam, Flucht aus der „Wirklichkeit“.

Das Wort „Gottesdienst“ bedeutet, daß Menschen Gott dienen. Also nicht dem Mammon, nicht ihrem eigenen Geltungsdrang und Macht hunger, nicht irgendwelchen „Interessen“, sondern dem Schöpfer, der Adam in den Garten setzte, daß er ihn baue und bewahre, der dich fragt: Wo ist dein Bruder Abel? Gottesdienst heißt: dem König dienen, der hungrig, durstig, als Fremdling, nackt, krank und gefangen zu dir gekommen ist und dir auf deine Frage, wann du ihn also gesehen habest, antwortet: „Was ihr getan habt Einem unter diesen Meinen geringsten Brüdern, das habt ihr Mir getan.“ Sollte Gottesdienst etwas anderes sein wollen, so wäre er Ungehorsam und Heuchelei. Solchem unechten Gottesdienst galt der Kampf von Israels Propheten, weil er „Ersatz“ war, nicht wirklicher Gehorsam, „Geplär der Lieder“ statt Recht und Gerechtigkeit. Also das Opfer des ganzen Lebens ist Gottesdienst. So hat es uns Luther gelehrt: „Möchte die ganze Welt voll Gottesdienst sein; nicht allein in der Kirche, sondern auch im Hause, in der Küche, im Keller, in der Werkstatt, auf dem Feld, bei Bürgern und Bauern.“ Wo das ganze Leben wirklich als Dienst für Gott erkannt und dargebracht wird, bedarf es der gottesdienstlichen Feier nicht. Da gibt es frommes Säen, frommes Kinderlehen, andächtiges Bauen. Darum hört in der himmlischen Welt der Gottesdienst auf, eine besondere „Feier“ zu sein. Der Herr der Offenbarung sagt vom himmlischen Jerusalem: „Ich sah keinen Tempel darin“; einer besonderen gottesdienstlichen Stätte bedarf es nicht mehr.

Nun prüfe hieran das irdische Werk des Menschen unserer Tage, ob das genannt werden kann ein „Dienst für Gott“. Es gab einmal calvinische Unternehmer und Kaufleute, die auch vor ihren Geschäftsbüchern sich bewußt waren, daß sie Gott für jede Zahl verantwortlich waren, die sie eintrugen. Sie gingen mit der Bibel um und waren am Sonntag an ihrem Platz in der Gemeinde zu finden. Diese Zeiten sind vorüber. Was sich heute stolz das „Werk des Menschen“ nennt — vom Siegeszug der Gewerkschaften bis zum russischen Fünfjahresplan, von Sklarek bis Iwar Kreuger, vom Kuhhandel der Parteien bis

zum Schacher der hohen Politik — ist eher ein Herensabbath als ein Dienst für Gott. Die Menschen haben sich so gründlich dem irdischen Werk in die Arme geworfen, daß sie die eigentliche Bezogenheit dieses Werkes, die Verantwortung vor Gott und für den Bruder gänzlich aus den Augen verloren haben. Sie haben sich verlaufen an das, was man die „Wirklichkeit“ nennt, und siehe, diese „Wirklichkeit“ erweist sich als ein Trugbild des Menschen, als die große Täuschung. Das Leben ohne göttlichen Horizont, endlich und diesseitig, beherrscht von menschlichen Zwecken, ist so sinnlos geworden, daß die, welche es durchschaut haben, freiwillig davon Abschied nehmen.

Darum tut es not, daß der Mensch vor die eigentliche Wirklichkeit gestellt werde, vor die letzte und wahre Wirklichkeit, die allein unserem Leben Ausrichtung und Haltung gibt, die uns in die Verantwortung ruft, die unserem „Werk“ erst einen Sinn einhaucht. Damit wir diese Wirklichkeit wieder merken und spüren, müssen wir herausgelöst werden aus den Zwängen und Anechtungen eines entgotteten Erdentages, aus der Slaverei menschlicher Interessen, wir bedürfen des Gottesdienstes als der Feier, die uns abnen läßt die Freiheit der Kinder Gottes. Sie läßt uns horchen auf den Ruf und Anspruch Gottes in seinem „Wort“, sie prüft und richtet unser menschliches Handeln an Gottes ewigem Gebot, sie stellt uns vor die Wirklichkeit Christi, sie läßt uns seine Gegenwart erfahren im Sakrament. Das sind „Wirklichkeiten“, vor denen jene sogenannte reale Welt zu einem trüben Nebel sich verflüchtigt. Jene Benediktinermönche im Oberelsaß, die nach dem Einschlag der Granate durch das Kirchendach ihr Magnificat getrost fortsetzten, haben offenbar gemeint, daß die Gegenwart Gottes noch etwas viel Realeres sei als französische Granaten.

Darum können wir die Feier des Gottesdienstes nicht als ein Werk neben anderen ansehen, gleichwertig mit Graben und Geldzählen, Kindererziehen und Staatenregieren. Sondern sie erhält grundlegende Bedeutung und geht allen diesen menschlichen Werken voran. Alle Werke und Dienste, Berufe und Ämter erhalten von dort her ihren Sinn und letzte Bezogenheit, dort in der gottesdienstlichen Feier wird ihr Auftrag vernommen. Darum bleibt Benedicta Vermächtnis in Kraft: *operi Dei nihil praeponatur* — dem Gottesdienst darf kein menschliches Werk übergeordnet werden.

Die Feier des Gottesdienstes löst uns heraus aus dem Irrgarten menschlicher Zwecke. Er ist wahrlich „zwecklos“, so zwecklos, aber auch so ernsthaft wie das Spielen der Kinder. Im Gottesdienst erkennen wir uns als das, was wir vor Gott wirklich sind: als Gottes Kinder. Wir singen und spielen dem Herrn in unserm Herzen. Wir dürfen vor Gott wie Kinder fromm und fröhlich sein. Darum liegt uns der Gedanke auch völlig fern, als erwürben wir uns ein Verdienst damit, wenn wir zum Gottesdienst kommen.

Wir stellen uns im Gottesdienst vor das Angesicht Gottes mit unserem ganzen Leben, auch mit unserem Leib. Die Anwesenheit am Radiobörer genügt uns nicht! Der Gottesdienst bedeutet für uns eine Bringschuld. Wir bringen unsern ganzen Menschen mit, wir bringen uns selbst zum Opfer, dessen Ausdruck unser Schreiten und Aufstehen, unser Händefalten und Knien und nicht zuletzt unser Singen ist.

Wir stellen uns im Gottesdienst hinein in die Gemeinde. Ich bekenne durch meine Gegenwart, daß ich ein Glied im Ganzen bin. Ich frage nicht: Was habe ich davon? sondern: Wo gehöre ich hin? Ich stelle mich in Reih und Glied. Ich füge meine Stimme ein in die Stimmen der andern und lasse sie mitschwingen im Chor der Gemeinde. Ich stehe mit der Gemeinde ausgerichtet zum gleichen Ziel.

Darum ist für uns der Gottesdienst der Ort der Hoffnung. Die irdische Gemeinde ist im Gottesdienst gegenübergestellt der Gemeinde der vollendeten Gerechten. Erst mit den Aposteln und Propheten, den Bekennern und Blutzeugen werden wir zum Volk Gottes. Mitten im Chaos stellen wir uns unter das Verheißungswort der neuen Schöpfung. Dies Wort der Neuschöpfung des Lebens wird für uns hier auf Erden ebenso greifbar wie für den verlorenen Sohn, es ist das Wort der göttlichen Vergebung.

Im Bundegottesdienst bekennen wir uns dazu, daß wir uns als Bund gerufen wissen und bereit sind, einen Auftrag zu empfangen. Wir kleiden uns dafür in festliches Gewand und ehren damit Den, der uns Leib und Leben gab. Wir stellen unsere Wimpel um den Altar und neigen sie beim Gebet — unser Streben und Kämpfen will nichts anderes sein, als ein Opfer für Den, der uns in diesen Kampf gerufen hat. Als Einzelne, als Gruppen, als Verbände fügen wir uns zusammen zur feiernden Gemeinde und bekennen uns damit nicht bloß zur Gliedschaft des Bundes, sondern des Leibes Christi. Wir ziehen ein als Stämme und Gauen, wir stehen stellvertretend für unser Volk, wir stellen das Volk dar vor Gottes Angesicht: „Jerusalem ist gebaut, daß es eine Stadt sei, da man zusammenkommen soll, da die Stämme hinaufgehen, die Stämme des Herrn, wie geboten ist dem Volk, zu danken dem Namen des Herrn.“ Volkwerdung vollzieht sich immer nur da, wo Menschen sich vor Gott erkennen in der Besonderheit ihres Auftrags, der ihnen durch Blut und Sprache, Erde und Seimat, Schickung und Not geworden ist.

Jeder echte Gottesdienst endet mit der „missio“, der Sendung in die Welt. Ohne diese wäre die Feier allein eine Gebärde ohne Bedeutung. Ist aber die Feier herausgewachsen aus dem Gehorsam des Glaubens, so folgt aus der Feier der Dienst, der Gehorsam im Alltag, das Opfer des Lebens. Denn das Wert ist des Glaubens Frucht.

Rudolf Spierer.

Kirche unterm Kreuz.

Der folgende Aufsatz stellt einen Auszug dar aus dem Werk N. Mierba, „Sowjetrussische Reiseindrücke“ (siehe Buch und Bild) und zwar aus dem Abschnitt „Kirche“. Die einzelnen Erlebnisse und Gedanken sind aus dem Zusammenhang herausgegriffen und mit unwesentlichen Kürzungen in der vorliegenden Form zusammengeordnet. Wir möchten damit auch einen starken Hinweis geben auf das Werk, von dem eben die zweite Auflage vorliegt.

J. E.

Soweit es meine Zeit erlaubte, habe ich immer eine Weile an den mir zugänglichen Messen und gottesdienstlichen Feiern teilgenommen, und hiebei freilich hat sich das Bild von einer Freiheit religiöser Betätigung, von d

die Sowjetunion und ihre Verfechter gern und pathetisch sprechen, von Grund auf geändert.

In den ersten Maitagen stieß ich zufällig auf die, wie man mir sagte, einzige römisch-katholische Kirche in Moskau, die heute noch nicht geschlossen ist. Ich trete ein. Nur ein Seitenschiff war düstern beleuchtet. Am Altar stand der Geistliche. Die Maiandacht schien gerade beendet zu sein. Denn ich kam gerade noch dazu, wie die Lichter auf dem Altar nacheinander gelöscht wurden, wie dann auch das ewige Licht aus dem Schiff herausgetragen und in der Sakristei abgestellt wurde. Etwa 60 Menschen mochten hier beisammen sein. Alles Frauen und nur ein einziger Mann. Alles alte oder ältere Menschen. — Während es draußen immer dämtriger wurde und die Lichter am Altar eines nach dem andern ausgelöscht wurden, stimmte die kleine Gemeinde ein Marienlied nach dem andern an. Bisweilen wollte es mir scheinen, als lösche der Ministrant die Lichter nur so langsam, damit die Gemeinde sie so lange wie möglich brennen sehe. Immer dunkler wurde der Raum. Immer inniger, flehender, beschwörender erklang der Gesang, als wolle sich die Gemeinde von jeder einzelnen Kerze mit ihrem Singen verabschieden. Und erschütternd war die Beobachtung, daß all die Kerzen, die solches unsichtbare Licht verbreiteten, eigentlich nur Lichtstümpfchen waren, vergleichbar abgebrannten Christbaumkerzen. Länger, als es meine Zeit eigentlich zuließ, verweilte ich. Ich konnte mich von dieser singenden Gemeinde nicht losreißen. In dieser dämtrigen Kirche in Moskau erfuhr ich, welche gewaltige Kraft und Aufmunterung von diesen herzlichen Liedern ausgehen kann: Die Trostlosigkeit und Glaubensstärke dieser paar Christen verdeckte in mir alles Protestantische und Antirömische und weckte in mir nichts als ein lebendiges christliches Solidaritätsbewußtsein, über das ich auch nach meiner Rückkehr nach Deutschland weder habe zur Tagesordnung übergehen können noch auch wollen.

Man kann sich des Eindrucks nicht erwehren, daß die offenen Kirchen in Moskau mehr eine Art Atrappe sind, für leichtgläubige Ausländer stehen gelassen, um eine Toleranz der Union zu beweisen. Weder die noch nicht abgerissenen noch die zum Gottesdienst zugelassenen Kirchen können als Beweis irgend eines Gewährenlassens einer „persönlichen“ Religiosität gegenüber gelten. Sie bedeuten, selbst wenn man davon absieht, daß sie ein Stück Irreführung der Ausländer darstellen, höchstens, daß Macht und Bestand der Kirche in der Sowjetunion längst gebrochen sind und daß die Union wichtigere Aufgaben vor sich sieht, als den Religionen den Sanghieb zu geben. Nur eines Federstriches bedürfte es, um in einem Augenblick jegliche sichtbare gottesdienstliche Handlung unter Strafe zu stellen, zu verbieten und unmöglich zu machen. Denn die Behörden wissen genau, welcher Sowjetbürger sich heute noch zur Kirche hält.

An der Wolga erzählten mir die deutschen Bauern, daß man alle ihre Pfarrer schon weggeholt habe und neuerdings auch die Lehrer. Sie behelfen sich damit, daß sie sich selbst, solange es noch möglich sei, ihre Lesegottesdienste hielten. Jeden Sonntag lese ein anderer, damit sich keiner als einzelner bloßstelle.

In der deutschen Schule in Tiflis wurde ich im Verlauf einer längeren Aussprache von den Schülern gefragt, wie ich zur Religion stünde. Als ich ihnen

antwortete, ich sei Christ, starrten sie mich an wie ein Wundertier. Daß ein vernünftiger Mensch so rückständig sein könne, im Religiösen einen Sinn zu sehen, war ihnen im Verfolg ihrer Erziehung unvorstellbar.

Einmal kam ich mit einer deutschen Bäuerin ins Gespräch. Als ich ihr sagte, sie solle sich mit mir nur so lange unterhalten, als es ihr gut schiene, meinte sie, sie habe vor niemandem Angst und machte in unserm Gespräch die Bemerkung: „Das Kapital können sie einem ja nehmen, aber die Religion ist Herzenssache.“ — Es wird hier und dort, wo eben die neue Erziehung noch keinen festen Fuß gefaßt hat, sich solch religiöses Bewußtsein auch noch vererben. Mein Gesamteindruck freilich ist der, daß wir die religiöse Wirklichkeit in der Sowjetunion überschätzen.

Im Verlauf meiner Reise vertiefte sich der Eindruck, daß die sowjetrussische Regierung ganz bewußt gewisse elementare „religiöse“ Bedürfnisse der russischen Völker benutzt, um mit ihrer Befriedigung ihre politischen Geschäfte zu machen. Unleugbar ist z. B. eine mystische Wirkung und Wirklichkeit Lenins. Entscheidend ist nur die Frage, ob diese Wirkung von der herrschenden Schicht aus Mangel an Kraft notgedrungen geduldet wird, oder ob sie aus taktischen und politischen Gründen gepflegt und mitunter sogar absichtlich hervorgerufen wird. Tatsache ist es immerhin, daß von Moskau aus amtlich nichts gegen jenes Gerücht unternommen wird, Lenin sei nicht gestorben und sein Körper werde nicht verwesen.

Ich halte den Bolschewismus, soweit ich in ihn hineinschauen konnte, für eine Äußerung eines willentlichen Antichristentums von Grund auf. Für untragbar aber halte ich jene Selbstsicherheit bei uns, die uns gegen das Antichristentum in der Sowjetunion wettern läßt, ohne in gleichem Atemzug auch bei uns Fehlerquellen zu suchen und zuzuschütten. Stahlhelmpfarrer und Zentrumpfarrer verfälschen das Bild der Kirche genau so, wie Pazifistempfarrer oder Kassepfarrer. Indem sich die russische Kirche trotz aller Kämpfe mit dem Zarismus verband, schuf sie dem Antichristentum einen Propagandaansatzpunkt schlechtbin durchschlagender Wirkung. Zeitlosigkeit und Ueberzeitlichkeit des Christentums und der Kirche Christi wurde und wird einfach damit verwischt, daß die Mannigfaltigkeit politischer Entscheidungsmöglichkeit verkürzt, verengt und festgelegt wird auf Monarchie und Republik, auf diese oder jene Wirtschaftsform. Die Kirche hat ihre jeweilige geschichtliche Entscheidung zu fällen einzig im Sinne der Geschichte des Reiches Gottes, nicht im Sinne kirchenpolitischer Zielsetzung, nicht dieser oder jener Menschenordnung.

Von Moskau und von der Wolga aus gesehen erschien es mir als einzigste Aufgabe eines gegenwärtigen Christentums, das Kirchenvolk zu sammeln, damit es den Ansturm des Antichristentums überwindet. Das bedeutet keine Leugnung von Gegebenheit und Notwendigkeit der Konfessionen. Aber wenn sie beide wirklich Christentum bekennen, müssen sich heute die Christen beider Konfessionen zusammenfinden und miteinander beraten, nicht wie sie am geschicktesten die Gottlosenverbände bekämpfen, sondern wie tragfähig ihre gemeinsame christliche Gebundenheit ist. Als sicherste christliche und eigentlich einzigste „Bekämpfung“ des Antichristentums erscheint die Stärkung des Christentums. Diese Aufgabe müßte bei uns in ihrer Einzigartigkeit viel, viel ernster genommen werden.

Buch und Bild.

(Alle hier besprochenen Bücher sind durch die Geschäftsstelle des D.D., Göttingen, Postfach 204, zu beziehen.)

Von Pontius zu Pilatus. Münchener Laienspiele, bei Christ. Kaiser, München. 80 Seiten, 1,40 RM.

Das ist ein Spiel von der Kirche, vom wahren und unwahren Christentum. Als ein Spiel tatsächlich „anschaulich“ und passend dazu. Hier geben die tiefsten Fragen mit Notwendigkeit in uns auf. Dieses Spiel durcharbeiten, das bedeutet, über die Frage der Kirche in sich zu gehen, zu arbeiten — nicht nur zu denken, sich zu beschäftigen — heißt sie auf sich nehmen, zu tragen, zu leiden, zu gestalten. Erschütternd die Wendung zum Schluß: Die um des Glaubens Flüchtigen kommen, nachdem sie nicht nur die Heimat, sondern auch von ihrem Fleisch und Blut geopfert und am Leib und an der Seele unfähig gelitten haben, an die Grenze. Sie haben auf der Flucht erfahren: wir sind keine rechten Christen; wir haben nicht die große Liebe Christi; es ist Schuld unserer Lieblosigkeit, daß Gott aus unserm Land auswandern mußte. Aber über der Grenze, wo die Christen wohnen, wollen sie lernen, was Nachfolge heißt, um dann zurückzukehren zu den Brüdern, ihnen zu dienen in Liebe. Aber über der Grenze wartet die Verstandnislosigkeit: Die Flüchtigen: „Wir glauben Christus, wir sind getauft, aber wir sind keine Christen, weil wir keine Nachfolger Christi sind. Glaube und Taufe sind nur der Gang zum Tore. Zeigt uns, wie wir es fertigbringen, zu leben, wie Christus geboten hat.“ Die Grenzwahe: „Ihr meidet doch das Böse! Ihr lebt ordentlich und zufrieden! Weiter ist doch nichts nötig! Entweder glaubt man an Gott — oder man glaubt nicht an Gott, das ist doch ganz einfach.“ Die Flüchtigen finden als Schwärmer und Umstürzer keinen Eingang ins Reich und müssen umkehren, dorthin, wo das Leid ist und die Verfolgung auf sie wartet. Aber sie nehmen ins Leid den Glauben mit: Dein Reich kommt.

Man lese doch das Spiel, lese mit verteilten Rollen, wenn mans vermag, dann spiele mans. In jedem Falle ist es uns heilsam.

Jörg Erb.

Sowjetrussische Reiseindrücke, von Rudolf Mirbt; bei Christian Kaiser, München. 188 Seiten, 3,20 RM.

Dieses Buch sollte von uns allen im Anschluß an unser Heft gelesen werden. Zunächst des Abschnittes „Kirche“ wegen, aus dem wir einen Auszug bringen. Man kann diese Eindrücke nicht hinnehmen, ohne sich im gleichen Augenblick auf unsere Lage zu besinnen, auf unsere Schuld und Aufgabe, auf unsere Ansicht, Meinung, Hoffnung, auf unsern Glauben an die Aufgabe der Kirche. Dieser Bericht stößt uns oft hart die Nase auf die Dinge, denen wir so oft und so geflissentlich entlaufen. — Aber darüber hinaus ist das Buch wichtig als ein Werk über Rußland. R. M. bereiste die Strecke: Moskau, Nischninowgorod, Samara, Stalingrad, Astrachan, Baku, Tiflis, Erivan, bis plötzlich das Verlassen der Union innerhalb sechs Tagen von ihm verlangt wurde. R. Mirbts Bericht erweckt Vertrauen. Er ist offen und ehrlich geschrieben. Hier sucht einer nicht die Bestätigung für seine vorgefaßte Meinung, für seine Hoffnung, für sein System. Hier geht der Mensch mit offenen Augen und offenem Herzen und mit einem hellen Verstand durchs Land und zwischen den Menschen durch. Ihn plagt weniger die große Idee — den Fünfjahresplan erwähnt er kaum. Aber er sieht, daß die Menschen vergewaltigt werden und leiden an ihrem besten Teil um der Idee willen, die damit fragwürdig wird. „Immer derselbe Eindruck: es gibt Bevorrechtigte und Rechtlose, Satte und Missetate.“ Mirbt gründet die Eindrücke durchaus auf die Sache, er erzählt Begegnungen, die in ihrer Schlichtheit, mit der oft in ihr verborgenen Tragik erschüttern. Den Abschnitt über die Deutschländer hätte ich am liebsten auch noch abgedruckt. Aber ihr sollt das Buch lesen. Es ist schlicht, ungemein fesselnd und in einer anschaulich und geformten Sprache geschrieben.

Jörg Erb.

Das deutsche Nein, von Friedrich Grimm. 90 Seiten, 1,80 RM. Hans. Verlagsanstalt, Hamburg.

Wir haben bisweilen gefragt: Kennt ihr das Versailler Diktat? Und haben damit überfragt und überfordert. Wichtig aber ist, daß wir über die großen, entscheidenden

fragen, um die Deutschland kämpft, unterrichtet sind, daß aus Kenntnis ein Urteil, aus dem Urteil ein Volkswille wachsen kann, der dem Kampf der Regierung Schwung und Rückhalt gibt. Das verfolgen die Schriften der Hanseatischen Verlagsgesellschaft. Die vorliegende Schrift zielt auf die Lausanner Konferenz. Ihre Lösung lautet: Schluß mit den Reparationen. Die Schrift ist ein geschichtlicher Abriss. Er beginnt mit Wilsons Verheißung: Keine Strafe, nur Ersatz der Schäden, entstanden durch die eigentlichen Kampfmaßnahmen; er zeigt Clemenceaus Sieg bei den Verhandlungen: die Forderungen werden durch Einbeziehung der Pensionen unerfüllbar; dafür Sanktionen, Besetzungen mit dem Ziel: nicht Geld, sondern Zertrümmerung des Reiches. Es wird gezeigt der Pilatusstandpunkt Amerikas, durch den es gerade in Schuld verstrickt wird. Es wird gezeigt, daß die Frage der Reparationen das Verhältnis Amerika-Deutschland betrifft, denn Amerika erhält keinen Knopf von seinen Schuldnern, der nicht zuvor durch Deutschland aufgebracht ist; denn die am Pariser Plan beteiligten Mächte haben ihre Gesamtschulden an die Vereinigten Staaten zusammengezählt und dazu noch 50 v. H. zugeschlagen, als sie die von Deutschland zu bezahlende Summe festsetzten. Es folgt eine Gegenüberstellung dessen, was Deutschland tatsächlich bezahlt hat, mit dem, was ihm von der Reparationskommission gutgeschrieben worden ist. Deutsche Summe: 67 675 Millionen. Ergebnis: Wir haben genug bezahlt. Darum Unterstreichung des Nein, das der Kanzler gesprochen hat. 1923 Ruhrkrieg, das war das erste deutsche Nein. Nun ist das zweite deutsche Nein fällig. Es hat Kraft nur dann, wenn es in Einmütigkeit gerufen wird. Jörg Erb.

Das Buch der guten Werke 1914 — 1918. geb. 4,80 RM. Sozietätsverlag, Frankfurt a. M.

Ein Külle von Einzelerlebnissen tritt uns entgegen. Scheinbar unwichtige Ereignisse, die im großen Strom des Kriegsgeschehens untergehen und verwischt werden. Ich habe zunächst einige wenige Berichte gelesen und habe dann immer wieder zu dem Buch gegriffen, denn das, was dort den einzelnen Menschen zum Erlebnis geworden, war auch mir wertvoll geworden, in dem großen Völkermorden war der Gedanke der Feindesliebe (oder besser gesagt der Bruderliebe) nicht ganz untergegangen. Viele Beispiele geben Antwort auf die Frage: Wie kann ich meinen Bruder jenseits der Grenze, der doch der Feind meines Landes ist, lieben, ohne mein Vaterland zu verleugnen? B.

Die Bauern marschieren, von Rarsthaus, brosch. 4,80 RM., Ganzleinen 5,80 Reichsm. Verlag Gerhard Stalling, Oldenburg.

Das in flüssigen, lebendigen, aber historisch erhalten Stützen geschriebene Buch zeigt vor allem das Chaotische auf, das die Menschen und Geschicknisse jener Tage der Bauernkriege bewegte. Man erlebt immer neu in diesem Buch, welche elementare Macht damals aufgestanden war. Sicher waren die Beweggründe der Erhebung verschiedene, wie ja auch eine Einmütigkeit in der Führung fehlte. Aber durch all das hindurch spürt man das große Sehnen und Verlangen nach Leiblicher und geistiger Freiheit. Das Buch versucht zwischen den Heilen Parallelen zur jetzigen Lage des Bauerntums zu ziehen. Wichtiger als das scheint mir die Deutung jener Tage zu sein.

Die Ecke.

Wir suchen keine Sensationen. Was in diesem Heft gesagt ist, mußte von uns gesagt werden. Daß es gehört werde, das liegt an Dir, lieber Leser. Auch dieses Heft ist ein Stück Wegs nach Weimar. Gehst diesen Weg mit! — Die kleinen Beiträge mußten diesmal zurücktreten; leider auch zwei größere, darunter einer: „Frau, Politik und Christentum“, den wir nur ungern fürs kommende Heft zurückgestellt haben. — Wir grüßen die Leser. Karl Peter Adams — Jörg Erb.

Persönliche Nachrichten aus dem Bund.

Walter Fasshauer + Henni Fasshauer geb. Bete

Göttingen, Buegelestr. 37, am 21. Mai 1932

Ermäßigte

Schlagwörter unserer Zeit

Herausgegeben von Dr. Sebastian Klein und Paul Hanke

56 Seiten, Taschenformat, Preis RM. 0.40

Buchdruckerei Martin Saß, G. m. b. H., Göttingen

Besucht in euren Ferien die Westerbürg!

Schloß Großbodungen

bei Bleicherode am Südharz

das erste Landheim des Bundes, am Harzrand, zwischen den von tosendem Hochwald getränten Steilabfällen von Ohmgebirge und Dün gelegen, ladet alle Bundesmitglieder zur Einkehr ein. - Warteburg, Lafenburg, das „Himmelreich“ und die Hauröckelkuppen grüßen die alten Bekannten und freuen sich auf ihre Wiederkehr.

Gute und reichliche Verpflegung. Ermäßigter Tagespreis für Gruppen. Wer nach Weimar fährt, muß auch Großbodungen besuchen.

Anfragen und Anmeldungen nimmt gern entgegen die Landheimmutter **Luisa Glaubig**.

Erholungsheim im Schloß Kirchberg am Bodensee

des Bad. Jugendbundes im B. D. J.

Ruhige Lage - Großer Park - 2 Minuten vom See - Badegelegenheit und eigenes Boot - Geeignet zu längerem Aufenthalt für Einzelne und Feriengruppen - Gute Verpflegung - Mäßige Preise.

Anschrift f. Auskunft u. Anmeldung:

Geschäftsstelle d. Bad. Jugendbundes Karlsruhe-Beiertheim
Breite Straße 49a

Alle Ausrüstungs- gegenstände für Fahrt u. Lager

liefern gut und preiswert

Gemeinnützige Werkbetriebe des Bundes Deutscher Jugendvereine
G. m. b. H. Göttingen Postfach 204

Einladung

zu der am Sonntag, dem 7. August
1932, vormittags 10,30 Uhr, in der
Weimarahalle zu Weimar stattfindenden

Bundesversammlung

Tagesordnung:

1. Bericht des Bundesvorstandes
2. Beratung der eingegangenen Anträge
3. Wahl des Bundesvorstandes und des Bundesrates
4. Verschiedenes

G ö t t i n g e n ,
den 25. Mai 1932

Der Bundesleiter
Wilhelm Stählin

N. S. Anträge müssen im Wortlaut und mit Begründung bis 15. Juni 1932 bei der Bundeskanzlei Göttingen eingegangen sein. Später eingehende Anträge können nur dann in der Bundesversammlung beraten und zur Abstimmung gestellt werden, wenn die Vertreter der Landesverbände Gelegenheit hatten, mindestens einen Tag vor der Bundesversammlung diese Anträge zu besprechen. - Stimmberechtigt in der Bundesversammlung sind die Mitglieder des Bundesrates und die Vertreter der Landesverbände, die in den Landesverbandversammlungen gewählt werden.